Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1927

186 (13.8.1927) Frauenfragen / Frauenschutz

Visual Library

Frauenfragen / Frauenschutz

Nummer 186 / 47. Jahrgang — Beilage des Volksfreund — Karlsruhe, 13. August 1927

Eine Apothekerin vor 300 Jahren

Der Apothekerberuf gehört zu den Berufen, die sich die Frauen erst in neuerer Zeit unter vielen Widerständen erobert haben. Trotzdem gibt es schon im Altertum eine Reihe von Völkern, bei denen die Frauen besonders die Heilkunst ausüben und eine genaue Kenntnis der Kräuter, Salben und Tränke hatten, die der Genesung der Kranken dienten. Bei den Griechen hatte der für göttlich erklärte Arzt Hippokrates als Gehilfinnen seine Töchter Hygiea und Panakria. Bei den Germanen nahmen sich die Priesterinnen der Kranken und Verwundeten an. Da nach der Einführung des Christentums alles, was mit dem Heidentume zusammenhing, als Teufelswerk erklärt wurde, galten bald die Frauen, die die Heilkräfte der Natur kannten, als Hexen und wurden von der Kirche verfolgt und verbrannt. Wenn es auch bis auf die heutige Zeit, namentlich auf dem Lande, sogenannte weise Frauen gibt, die durch Besprechen, Bereitung von Heiltränken usw. großen Zulauf haben, so hörte man doch bis in unsere Zeit kaum von akademisch ausgebildeten Apothekerinnen. Dennoch hat es schon einmal um das Jahr 1600 eine Frau gegeben, die den Titel einer Hofapothekerin erhielt und in dieser Eigenschaft in Stuttgart angestellt war.

Die erste württembergische Hofapothekerin wurde 1550 als die Tochter des Vogtes Valentin Moser von Herrenberg geboren. Schon mit neun Jahren verlor sie ihre Mutter und wurde von der Großmutter erzogen. Sie zeichnete sich durch Fleiß und Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten, fröhlichen Sinn und tätige Menschenliebe aus. Zudem liebte Maria Moser Wissenschaft und Kunst und war berühmt durch ihre Gewandtheit im Lesen und Schönschreiben in einer Zeit, als diese Künste unter den Frauen noch selten waren. Von der Großmutter wurde Maria dazu angehalten, die Sorge für die Armen und Elenden zu übernehmen und sie hat diese Sorge ihr Leben lang ausgeübt. Als die Großmutter starb, versorgte Maria auch den großen Haushalt und den leidenden Vater. Nach dem Tode ihres Vaters heiratete sie den Verlobten, den Pfarrer Johannes Andreä im Jahre 1576. Die Ehe, die 25 Jahre dauerte, war trotz mancher Verschiedenheiten der Gatten sehr glücklich. Andreä liebte Geselligkeit und gutes Leben und suchte die Mittel dazu durch die damals üblichen Versuche der Goldmacherei zu erhalten. Die Folge dieser Versuche war jedoch, daß das einst große Vermögen in den Goldmachertiegeln zusammenschmolz. Maria selbst lebte stets sehr einfach, so daß ihr Körper wohl abgehärtet, aber dennoch sehr mager war. Sie schenkte acht Kindern das Leben und war ihnen eine gute Mutter und eine geschickte Lehrerin. Ihre Kenntnisse in der Arzneikunde und Krankenpflege kamen ihr bei ihrer Familie wie bei den Armen zugute. „Sie regiert das Haus gleich einer Fürstin und diente gleich einer Magd," wird von ihr gerühmt.

Schon 1598, als Maria noch Pfarrersfrau in Königsbronn war, nannte man sie dort „Mutter der Armen". Damals lernte sie vom Herzog Friedrich von Württemberg und die Herzogin Sybille kennen. Der prunkliebende Herzog, der stets Geld brauchte, hoffte von Andreä die Kunst des Goldmachens zu lernen. Nach Andreäs Tod erhielt seine Witwe wiederholt Aufforderungen, an den Stuttgarter Hof zu kommen und dort ihre Dienste der Armen- und Krankenpflege zu widmen. Sobald ihre Mutterpflichten es ihr erlaubten, folgte sie im Jahre 1607 dem Rufe. Es gab damals noch wenige Apotheken, und es war Sitte, daß die armen Kranken aus der Hofapotheke unentgeltlich mit Heilmitteln versehen wurden. Da Maria Andreä langjährige Uebung und große Gewandtheit in der Herstellung von Arzneimitteln besaß, war sie für den Leiter der Hofapothekerin sehr geneigt. Die achtete streng darauf, daß die berühmte Apotheke ihrer Bestimmung erhalten blieb und war entrüstet, wenn sie erfuhr, daß diese Anstalt dem Luxus des Hofes und der Reichen dienen sollte. Namentlich erlaubte sie nicht, daß das Laboratorium zu Versuchen benützt wurde, Gold oder Gemmittel herzustellen. Bald wußte sie sich eine so große Achtung zu gewinnen, daß niemand ihr zu widersprechen wagte. Sie bestand ihre einfache Kleidung und bescheidene Lebensweise im Gegensatze zu dem sich immer üppiger gestaltenden Leben am Hofe. Indem legte sie überall selbst Hand an, war unermüdlich fleißig, und vor allem sorgte sie so treu und aufopferungsvoll für Arme und Kranke aller Stände, so daß sie auch in Stuttgart mit dem ehrenvollen Namen „Die Mutter" benannt wurde.

Ihre besondere Freundin und Ratgeberin am Stuttgarter Hofe wurde die Herzogin Sibylle. Als die Herzogin verwitwete, zog sie nach Leonberg, und Maria Andreä folgte ihr dorthin. Auch hier vermittelte sie nach Kräften Hilfe für die Bedürftigen. 1614 berief die Herzogin Sibylle und nun berief der Herzog Johann Friedrich die Hofapothekerin wieder nach Stuttgart. Aber Maria sehnte, dem unruhigen Leben und der anstrengenden Tätigkeit am Hofe bei ihrem vorgerückten Alter nicht mehr gewachsen zu sein, und lehnte das Angebot ab. Da bewilligte der Herzog, ohne daß sie darum nachgesucht hätte, der verdienten Frau ein ausreichendes Ruhegehalt, so daß ihr ein sorgenfreies Alter gesichert war. Die Leonberger Bürgerschaft bot ihr freie Wohnung und ein hohes Jahresgehalt, wenn sie in ihrer Stadt bleiben wollte, aber auch dieses Angebot nahm Maria nicht an, weil sie sich nicht mehr rüstig genug fühlte.

Die Kinder der Hofapothekerin waren nun alle gut versorgt, und die Mutter lebte abwechselnd bei ihnen. Zuletzt zog sie mit einer verwitweten Tochter nach Calw, wo einer ihrer Söhne Superintendent war. Dort fand sie in den Wirren des inzwischen ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges „ein Gosen, das von Aegyptens Plagen bisher verschont geblieben war". Auch hier erfreute sich die alte Frau allgemeiner Liebe und Hochachtung und war den Reichen der Stadt ein Vorbild in Wohltun und Hilfsbereitschaft. Im Jahre 1632 suchte die Hofapothekerin noch einmal Tübingen auf, wo sie in der ersten Zeit nach dem Tode ihres Gatten so viel Freundschaft erfahren hatte. Dort erkrankte sie Einundachtzigjährige und starb nach wenigen Tagen. Der Tod der „geliebten Mutter der Stadt" erregte in den weitesten Kreisen tiefe Trauer. Vier Geistliche und zwei Ratsherren trugen den Sarg, und die ganze Bürgerschaft schloß sich dem Trauerzug an. Besonders die Armen empfanden den Verlust sehr schmerzlich.

In einer Zeit, in der vor dem großen Kriege in Deutschland Luxus und Verschwendung überhand genommen hatten, ragte Maria Andreä vorbildlich heraus. In Wissen und Kenntnissen überragte sie die meisten ihrer Zeitgenossinnen. Dabei verwendete sie ihre medizinische Kunstt ausschließlich im Dienste der Armen. Sie war eine jener Frauen, die ihre Pflichten als Gattin und Mutter vorbildlich erfüllen und doch ihren Wirkungskreis weit über die Familie hinaus zum Segen der Gesamtheit erstrecken konnte.

Anna Blos (Stuttgart).

Klassenkampf in der Mode

Manche Leserin dieser Ueberschrift wird den Kopf schütteln und über die Verbindung zweier scheinbar so weit auseinanderliegender Begriffe lächeln. Und doch besteht ein enger Zusammenhang. Auch ohne daß Karl Marx uns gelehrt hätte, alle Erscheinungen des Geisteslebens, also auch die Mode, als Funktion der Gesellschaft aufzufassen, wüßten wir aus der Modegeschichte, daß die Kleidermode zu allen Zeiten auch dem Nebenzweck diente, die Standesunterschiede in der Bevölkerung kenntlich zu machen. An der Kleidung sollte man den Menschen erkennen, wie den Vogel an den Federn. Man sollte schon von weitem sehen, welcher Gesellschaftsklasse der Träger oder die Trägerin angehörte, so beliebte es dem Machtwillen der jeweils Herrschenden, ob es nun Fürsten, Adlige oder reiche Patrizier waren. Gewisse Stoffe, Schmucksachen, Kleidungsstücke, sogar die Schnitte der letzteren wurden von den Machthabern und ihrer Clique als ihr ausschließliches Vorrecht proklamiert. Den sozial Unterwertigen, Bürgern, Bauern, Dienstboten, untersagte man das Tragen derselben. Merkwürdig ist, daß aber gerade auf dem Gebiet der Kleidertracht das Klassenbewußtsein der Unterdrückten sich oft früh und so nachhaltig in Gleichheitsbestrebungen äußerte. Niemand, vor allem keine Frauensperson, wollte sich eben schon äußerlich als Mitglied einer geringeren Klasse brandmarken lassen. Immer strebte man darnach, in der Kleidung die Unterschiede zu verwischen durch Annahme der Trachten der Höherstehenden. Diese demokratische Tendenz des Volkes läßt sich durch die Jahrhunderte verfolgen. Die Herrschenden suchten dieser Gleichmacherei zu wehren durch eine Flut von Vorschriften, Erlassen und Bestimmungen, die als sogenannte „Kleiderordnungen" ein beredtes Zeugnis ablegen von dem nie abreißenden Kampf der Geknechteten, um ihre äußerliche Gleichstellung, ein Kampf, der zuletzt, trotz aller Gegenwirkung von oben, mit dem vollen Sieg endete. Eine Handvoll Beispiele mögen den Klassencharakter dieser Kleiderordnungen illustrieren.

Die erste bekannte Kleiderordnung erließ Karl der Große im Jahre 808 in einem Capitulare, worin er genaue Vorschriften gab über die Kleidung der verschiedenen Stände. Augsburg, Zürich, Ulm, Nürnberg und viele andere Städte machten späterhin Vorschriften über die Verwendung von Stoffen und Zutaten, sogar über das Futter der Kleider. Im fünfzehnten Jahrhundert drang der Filzhut des Mannes, der bis dahin ein eifersüchtig gehütetes Reservatrecht der höheren Stände gewesen war, siegreich ins Bürgertum ein. Die Frauen hatten dieses Glück nicht. Der Hennin, jene zuckerhutartige, kühne „Behauptung", von der ein langer Schleier artig bis auf den Boden fiel, durfte bei den großen Damen die Länge von einem Meter erreichen, die Bürgerinnen dagegen mußten sich mit der halben Länge begnügen. Ein Karmeliter, der einmal gegen diese groteske Kopfbedeckung der Adelsfrauen predigte, mußte sein keckes Unterfangen 1434 auf dem Scheiterhaufen büßen. Als die feinen Herren sich die berühmten Schnabelschuhe zulegten, deren Spitzen bis zu einer Elle lang ausgezogen wurden, so daß man sie mit Kettchen am Knie anhängen mußte, um überhaupt gehen zu können, durften die gemeinen Leute die Spitzen nur halb so lang tragen.

Mit Händen greifbar ist der niederträchtige Klassencharakter der Modeverordnungen des Reichstags zu Augsburg, die ausdrücklich besagten, „daß in jedem Stand unterschiedlich Erkenntnis sein möge". Genützt haben solche Gebote nie etwas, und darum mußten sie zum Ueberdruß wiederholt und neu eingeschärft werden. Das war das lächerliche Ergebnis all dieser lächerlichen Polizeischikanen. Franz I. von Frankreich wollte das Goldbrokat und die Stickereien an den Kleidern den Prinzen reservieren, scheiterte aber damit ebenso wie der berühmte Heinrich VIII., der gewisse Pelzarten der königlichen Familie vorbehielt und roten oder blauen Samt nur den Rittern des Hosenbandordens erlauben wollte. Ende des 16. Jahrhunderts teilte der Herzog von Gotha seine Untertanen in sechs Klassen und gab ihnen scharf unterschiedene Anweisungen für ihre Tracht. 1657 klagt eine Nürnberger Stimme, die neuen Trachten würden „freventlich" aufs Höchste getrieben, „daß fast kein Stand von dem andern unterschieden werden möge". Und Georg von dem Borne schreibt aus dem Jahre 1641: „In den Kleidertrachten begeht man so viele Ausschweifungen, daß kein Handwerker von dem Edelmann und dieser nicht von einem Fürsten unterschieden zu sein schien." Es ging nichtsdestoweniger weiter mit Verboten und Strafen. Der Bürgermeistersohn Dr. Jonas Möstel in Leipzig mußte 1000 Taler Strafe zahlen, weil er sich unterstand, bei seiner Hochzeit ein Kleid aus schwarzem Samt zu tragen. In Sachsen verbot man im 18. Jahrhundert den Dienstmägden die Reifröcke und bestrafte die Zuwiderhandelnden. Goldene und silberne Tressen, Knöpfe, Litzen durften sich nur wenige Herren leisten.

Dieses ganze mühselig aufrechterhaltene, ungezählte Male durchbrochene Monopol der schönen Kleidung dauerte bis in die französische Revolution. Als Ludwig XVI., um den Bankrott des Reiches zu bannen, die Generalstände nach Versailles berief, schrieb man den Vertretern des dritten Standes, um sie zu ärgern, eine ganz schmucklose, schwarze Kleidung vor, während Adel und Geistlichkeit in farbiger Seide prangten, die Kleider mit silbernen und goldenen Tressen beladen, wallende Federbüsche auf den hohlen Köpfen. Der dritte Stand empfand bitter die unnoble Zurücksetzung und protestierte dagegen. Aber seinen schlichten, schwarzen Rock, das Kleid der Verachtung, erhob das Bürgertum im siegreichen Verlauf der Revolution zum bürgerlichen Feier- und Ehrenkleid: den Frack. Seit der Zeit existieren Standesunterschiede in der Kleidung nicht mehr. Jeder Bürger und jede Frau darf sich nach Belieben anziehen. Und doch wirkt der Charakter der Mode als Klassenscheidungsmerkmal auch heute noch fort. Man unterscheidet die Angehörigen der höheren Klasse heute zwar nicht mehr an der Farbe oder Art des Stoffes, sondern am Schnitt der Kleidung. Die künstlerische Linie, der elegante Schnitt des Anzugs verrät dem, der den Blick dafür hat, den Angehörigen der wohlhabenden Klasse. Denn nur diese kann bei den teuersten Schneidern und Modistinnen arbeiten lassen. Diese Schranke zu überspringen ist für die Armen nicht leicht. Natürlich wirkt bei den feinen Leuten der Wille, sich vom Plebs in der Kleidung zu unterscheiden, auch sonst weiter. Sie sind es, die mit den Kleidern viel öfter wechseln und immer die neuesten Dessins aus Paris oder London kaufen können. Als Gegenbewegung wirkt die demokratische Walze der Konfektionsindustrie, die diese Unterscheidungen in Bälde nivilliert. Die Kleiderbranche wirft sich sofort auf alle Neuheiten, stellt sie massenweise her und bringt sie auf den Markt, so daß in kurzem das arme Mädchen genau so angezogen geht, wie noch kurz vorher die feinste Dame. (Vergl. Jumper, Pullover, Florstrümpfe usw.) Das Allgemeinwerden einer Tracht veranlaßt dann wieder die Feinen, etwas Neues zu kreieren, das aber nicht lange „fein" bleibt, und aus diesem anmutigen Wettlauf resultiert der wahnsinnig rasche Wechsel der Moden von heute. So ist die Bekleidungsindustrie der starke Bundesgenosse und Helfer des um seine Gleichstellung in der Mode kämpfenden niederen Volkes geworden.

F. M.

*

* **Ein neues Ehegesetz in Frankreich.** Wie das Journal Offizielle mitteilt, ist ein neues Gesetz beschlossen worden, das, um der Geburtenabnahme vorzubeugen und die Heiratsmöglichkeiten zu begünstigen, verschiedene Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches, die auf Heiraten von Minderjährigen Bezug nehmen, abändert. Während bisher bei Heirat einer Minderjährigen die Zustimmung der Eltern notwendig war, kann diese Zustimmung in Zukunft auf Grund des neuen Gesetzes vom Vater oder von der Mutter allein erteilt werden. Falls die Eltern in Scheidung leben, kann die Zustimmung ohne weiteres vom Vater oder der Mutter erfolgen.

Das Dienstmädchen Helja und ihr Gebieter

(Eine Geschichte aus den Tagen der russischen Revolution)

Von Hans Bauer.

Helja Probaski hats weit gebracht. Ist nun die Frau von Oberkommissar Probaski, und war vor zwei Jahren noch Stubenmädchen bei dem Leutnant Zischirskow, der im Kriegsministerium des Zaren zu tun hatte und den ganzen Krieg lang noch nichts von Kanonenschlägen gehört, von Deutschen nie gesehen hatte.

Der Probaski war damals Chauffeur beim Zischirskow gewesen. Ein ganz gewöhnlicher Chauffeur. Abends war er immer in die Dienstetenstube gehatscht gekommen, wenn er den Herrn von einen Touren zurückgefahren hatte und war über das Essen herfürzt, das die Helia ihm auftrug. So hatten sie sich kennengelernt, und das Verhältnis war weiter gediehen, bis die beiden dem Leutnant mitteilten, daß sie sich heiraten wollten, aber trotzdem bäten, in seinen Diensten bleiben zu können. Zischierskow hatte bejahend die Zunge geschnalzt, womit die Sache erledigt war. Dann kamen die russischen Sturmtage. Altes sank. Ein ganz Neues wurde.

Helia wußte überhaupt nicht, was vorging. Aber Probaski war schon immer in so einer Partei gewesen, von der er dem Zischierskow und ihr nie etwas gesagt hatte und wurde nun einer der Lautesten. Sprach in Versammlungen. Hatte Besprechungen, die nächtelang währten. Kriegte Mandate. Bekam einen Titel. Dann einen höheren. Wurde schließlich Oberkommissar geheißen und hatte viel mit dem Polizeiwesen zu tun. Helja wußte auch Später gar nicht recht, was alles geschehen war. Sah nur, daß der Leutnant eines Tages ausquartiert wurde. Daß sie ihn nicht mehr zu bedienen brauchte, daß Probaski jetzt etwas viel Größeres, Höheres war, als der „Herr". Das war ihr ganz unfaßlich während der ersten Zeit. Der „Herr" hate es früher geheißen, der „Herr" ging allem anderen in der Welt vor. Nun war der „Herr" ausgeschlossen. Und vor dem Chauffeur Iljitsch Leo Probaski, vor ihrem Gemahl, verbeugten sich die Leute. Ganz allmählig erst gewöhnte sie sich an dieses Außerordentliche.

Eines Morgens sagte ihr Mann beim Morgenkaffee, wie sonderlich doch die Geschicke durcheinandergewirbelt würden. Habe da neben ein Zeitungsverkäufer um einen Schreiberposten beim Kommissariat gebeten. Na, und der Zietungsverkäufer sei — — sei — nun ja, der sei also der Zischirskow gewesen. Er habe gedacht: Ueble Burschen waren sie ja alle, die Reichen und die Militärs, und wie er ihn manchmal stundenlang in der Winterkälte vor dem Kriegsministerium habe warten lassen, das habe er ihm auch nicht vergessen. Aber der Allerschlechteste sei der Zischirskow auch nicht gewesen und da habe er ihn angenommen.

„Der Zischirskow", verwunderte sich die Helja einmal über das andere, dachte, „ein Schreiber ist er beim Leo — ein gewöhnlicher Schreiber! . . ."

„Von Glück kann er da immerhin noch reden," schnalzte der Probaski beim Gebäckessen heraus, „das glückt nicht gleich jedem hergelaufenen Militärmann von früher, einen ehrlichen, richtigen, Posten bei den neuen Behörden zu bekommen."

„Du," sagte die Helja, kann ich nicht einmal sehen, den Zischirskow? Also, das interessiert mich nun schon, wie er jetzt aussieht."

„Kommst um die Mittagszeit mich abholen. Gehst dabei um den rechten Flügel und die zweite Tür. Da drinnen sitzt er. Dann stülpte Probarski sein rotgestreiftes Käpsel auf und ging.

*

Helja lehnte sich tief in den Stuhl und dachte und dachte. Dann schnippte sie die Finger und hatte einen siegbaften Glanz in den Augen.

*

Um die Mittagszeit ging sie ins Kommissariat. Erst durch den rechten Flügel. Dann durch die zweite Tür. — — Dort saß Zischirskow, tief in die Aktenstücke verwühlt. — — — Er blickte auf.

Sie! Herr Tischirskow," . . . tat Helja verwundert und mußte unedlich Mühe verschwenden, nicht im Untergebenenton zu sprechen, wie sie es seit langem, langem gewohnt gewesen war.

„Frau — — Frau Probaski", sammelte er sich und neigte sich leicht und ward nun ganz formal und sagte kein Wort mehr.

„Seit wann sind Sie hier?"

„Seit gestern!"

„Gleich angenommen worden sind Sie?"

„Jawohl!"

Knapp, scharf sachlich sagte er das. Die glitzige Uniform war nicht mehr. Aber sein feines Gesicht war geblieben. Der Befehlston war gewichen. Aber die schöne Stimme hatte er behalten.

Eine peinliche Pause war entstanden.

Da ging plötzlich Helja ganz nahe zu ihm hin und bebte ihm leise ins Ohr: Wir treffen uns heute abend am linken Eingang des Theaters der „Neuen Freiheit".

Er zögerte. Nickte stumm.

Sie flog aus dem Zimmer.

Am Abend braucht Zischirskow nicht lange zu warten.

Kurz nach 8 Uhr schlich sich Helja, in einen dicken Mantel gemummt an ihn heran.

„Guten Abend, Herr Zischirskow!"

„Frau Probaski!" . . . Unwillkürlich reckte er sich auf, wie er das bei der Begrüßung seiner Damen früher gewohnt war.

Helja lächelte ein wenig, als sie das sah.

Dann schritten sie ein wenig in das Abenddunkel hinein, nach dem Schwäneteich zu. Dort erzählten sie erst weiter von Begebnissen und Erlebnissen und schauten in das mondbeschienene Wassergekräusel, — — bis Helja sagte: „Sie haben früher so unendlich viel Frauen gehabt, Herr Zischirskow."

„Die sind verschollen, verarmt. Einige gelten noch etwas. Die meisten habe ich seit der Umwälzung aus den Augen verloren. Einige der Hübschesten halten es nun mit Räten oder Volksbeauftragten."

Plötzlich sagte Helja mit Zittern in der Stimme: „Herr Zischirskow! Sie wissen, als ich noch ein ganz gewöhnliches, unbeachtetes Stubenmädchen bie Ihnen war, — — und als einige Male Ihre Frauen nicht gekommen waren, da haben Sie mich zu Ihnen geklingelt und da sollte ich nicht abstäuben oder Essen auftragen — — —, da schlossen Sie die Türe ab, um mit mir ganz allein zu sein."

„Frau Probaski," erwiderte Zischirskow ruhig, „Sie haben sich niemals dagegen gesträubt." . . . .

„Als Zimmermädchen," zischte sie, „das von Ihnen und Ihrer Gunst abhängig war?" . . .

„Sie kannten die Verhältnisse im alten Staat, Frau Probaski! Es hat's kaum einer anders getrieben als ich." . . .

„Und nun — — heute — —", sagte Helja.

„Heute sind Sie die Gattin meines Vorgesetzten," anwortete Zischirskow ruhig und als sei ihm gleichgültig, was geschehe.

Da tritt sie ganz nahe an ihn heran, „Sie haben einfach geklingelt," sagte sie leise. „Nun ist mein Tag gekommen. Sie werden mit mir fortgehen, wann immer ich einen Zettel auf Ihr Pult lege."

Zischirskow blickte über Helja hinweg in das Duster der Bäume und nickt dann langsam mit dem Kopf.

Aus Heljas Augen triumphierte es. Sie lehnte ihr Haupthaar an Zischirskows Antlitz.

*

Drei Tage später ist Zischirskow zum Abteilungssekretär ernannt, „was bei den Kerls des alten Regimes eigentlich nicht so schnell gehen sollte", wie der alte Probaski gutmütig murrte, als er dem Zischirskow das mitteilte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK — Baden-Württemberg